

mentarischen (Terakoya-Klosterschulen) mit ihren Lehrern für Unterricht und Kalligraphie änderte das kaiserliche Regime. Heute müssen jeder Knabe und jedes Mädchen, ob arm oder reich, die niedere erste Schule sechs Jahre besuchen, weitere Ausbildung ist dem freien Willen überlassen. Religionsprobleme geben keinen Anlaß zu Streitigkeiten, man erteilt Moralstunden. Mehr als achtzig vom Hundert aller Schüler und Schülerinnen besuchen fünf Jahre die mittleren und höheren Schulen (Knaben Mittelschulen, Mädchen Höhere Schulen). Statt Latein unterrichtet man klassisches Chinesisch, Englisch ist Pflichtfach. Daneben bestehen noch praktische Schulen für Landwirtschaft und Technik, Universitäten für Ökonomie, Rechtswissenschaft, Literatur, Ingenieurwesen, Naturwissenschaften, Medizin und Handel. Es gibt staatliche, lokale öffentliche und private Körperschaften. An allen Schulen werden noch gute westliche Lehrkräfte gesucht.

Viel Interesse bringt man den mannigfachen Sports entgegen. Große Wettportage werden jährlich von den Universitäten der verschiedenen Städte veranstaltet. Neueste beliebt und seit langem vom Volke bevorzugt ist auch heute noch die traditionelle Verteidigungskunst „Judo“ und das Bogenschießen „Kijutzu“.

Beim „Kijutzu“ stehen die Knaben und Mädchen in einem kleinen Raum, dem ein ähnlicher mit der Zielscheibe etwas entfernt gegenüber liegt, im schwarzen Seidentimono und dem Hakama, der offiziellen Rockhose. Sie nehmen den Bogen in die Hand, den Köcher mit fünf Pfeilen legen sie auf den Rücken oder an die Seite. Um den linken Arm frei zu bekommen, streifen sie den Kimono von Arm und Brust herunter, schütten den linken Zeigefinger mit dem Fingerling, sprechen ein Gebet, spannen mit Fuß und Hand den Bogen, dehnen ihn, stellen sich breitbeinig, den linken Fuß vor, halten die Kniee steif und schießen nacheinander über den geschützten Finger die Pfeile ab. In den Reichtschulen der Tempelhalle findet täglich in vorgeschriebener Gewandung der Unterricht im „Judo“ statt, alle Schüler und Schülerinnen sind verpflichtet, einmal wöchentlich daran teilzunehmen. Judo oder Jujitsu ist ein Ringkampf auf Matten, der nicht an einen bestimmten Platz gebunden ist. Man trägt eine weiße, kurze Jacke und Hose, die mit einer grün, weiß, rot, gelb und schwarzen Schnur zusammengehalten wird. Zwei Knaben oder ein Knabe und ein Mädchen treten vor den Lehrer und begrüßen ihn, halten oben in gegenüber stehender Stellung das Kleid des anderen an Hals und Arm fest und versuchen mit dem berühmten Umwerfgriff den Gegner zu Fall zu bringen: mit den Armen, mit dem Fuß oder durch Auf-den-Rückenfallen, den anderen mit sich zu ziehen und ihm dann die Kniee zuzubrüchen. Sie üben diese Griffe mit unermüdlicher Ausdauer, während der Lehrer unterweisend dabei steht.

Wie wir uns fanden?

Autobiographische Skizzen.

Von Harry Liedtke:

Einmal fuhr ich mit meinem Wagen nach dem Atelier, wollte aber nur bis zu einer bestimmten Stelle fahren, um dann mit der Straßenbahn weiterzugondeln.

Aber die Bahn war schon weg, ich hatte keine Zeit mehr und wollte gerade wieder meinen Wagen anfordern und weiterfahren. Da kamen zwei Damen angelaufen und riefen: „Hallo! Hallo! Verzeihung, würden Sie so liebenswürdig sein und uns mitnehmen? Sie sind doch Herr Liedtke?“ Wir müssen nämlich auch ins Atelier.“

Die Dame, die so sprach, hieß Käthe Dorsch und wurde meine Frau.

Von Hanni Weife:

Also: Mein Mann war damals neben seiner Tätigkeit als Filmautor Direktor seiner Filmgesellschaft und engagierte mich wie jede andere Schauspielerin für die Rolle eines seiner Filme. Daraus wurde später das Dauerengagement, das man Ehe nennt.

Wenn mein Mann mich einmal ärgern will, dann erzählt er mir, daß er eigentlich für mich damals eine weit höhere Gage vorgelesen habe, daß er mich aber heruntergehandelt hat. Das trifft mich immer sehr. Aber die „Kasse“ ist ja da: Dieses Engagement dürfte ihm das kostspieligste sein, das er je getätigt hat. Er muß das dann immer ausgeben.

Alle Schulgebäude sind geräumig. In den höheren Mädchenschulen in Tokio wird viel „Bijanne“, ein beliebtes Ballwettspiel, getrieben. Es ist nicht rein japanischer Herkunft, sondern von Europa übernommen. Besondere Schulstunden sind in den Stundenplan für Gymnastik eingefügt.

Das japanische Geschäftsleben hat seit Jahren einen mächtigen Aufschwung genommen. Niemals wäre es früher möglich gewesen, daß Frauen ihr ausgedehntes Geschäft selbstständig und allein leiten konnten. Sie rüsten ihr Haus mit den neuesten Maschinen und Apparaten aus und führen amerikanische Buchführung ein. Sie findet sich allein in all den Schwierigkeiten zurecht, die im modernen japanischen Geschäftsleben die außergewöhnliche Umstellung der letzten Jahrzehnte mit sich bringt. Manche Japanerin spricht fließend englisch, bleibt aber sonst Japanerin, das zeigt ihre äußere Erscheinung. Das Haar ist nicht mehr in der alten, komplizierten Weise aufgebaut, sondern schlicht und einfach. Das Alter verrät der breitgestreifte Kimono; je älter die Frau, desto schmaler der Streifen. Am buntesten, großblumigsten und lustigsten werden die Kinder gekleidet.

Die japanische Kunstschule in Tokio mit ihren Knaben- und Mädchenklassen lehrt neben der liebevollen Kleinmalerei, bei der man die Farben nebeneinander setzt und sich meist nach berühmten Vorbildern richtet, auch westliche Bildhauerei und Malerei, worin besonders die Mädchen Hervorragendes leisten. Die frühen Bilder der schmalen Geisha, bei denen die Tusch- die Sprache ist, haben andere Perspektiven, denn die Künstler arbeiten hockend, kennen keinen Schatten, der ihnen hinderlich scheint, oder malen ihn zweimal, damit er symmetrisch ist. Jetzt lernt man mit westlichen Augen sehen; auch in der Bildhauerei greift man auf europäische Anschauungen zurück.

Westliche Kultur bringt westliche Sitten und Gebräuche. Ein Freiluftbad wäre im alten Japan unmöglich gewesen. Es ist ein anmutiges Bild, wenn sich die jungen, hübschen Japanerinnen am Strande von Enoshima in ganz modernen Badeanzügen tummeln, mit den lustigen, japanischen Sonnenschirmen aus geöltem Papier am Strande wandern oder an den Brückenpfeilern im Sande nach Muscheln und Seetieren suchen. Da scheint es als atme das Meer. Das Wasser ist lau in der Wärme eines tropischen Tages. In schäumendem Lebensübermut springt man vom Sprungbrett herab. Eine strahlende Sonne liegt auf den braunen Körpern, wenn sie dem Ufer zuschwimmen, und die krausen Wellen streicheln den gelben Sand. Jetzt bläst Wind in das ruhige, schwere Schattenbild eines Schiffes, das gegen den Himmel steht. Der Abend bricht unerwartet herein, die Badenden hüllen sich in ihre Bademäntel und suchen die Kabinen auf. Das Wasser kräuselt und hebt sich, springt hoch auf, der Wind steigt. Kühl werden die aufgewühlten Wellen, stauen sich und zerknittern wie Ballen roher Seide.

Das ist die unromantische Geschichte, wie „wir uns fanden“.

Von Walter Killa:

Meine Frau war Schauspielerin am Lobe-Theater in Breslau. Ich war Kritiker. Ein Kollege meiner Frau vermittelte unsere Bekanntschaft, und das Bündnis zwischen Kritik und Theater vollzog sich in Form einer Ehe.

Von Mady Christians:

Eine ganz alltägliche Geschichte! Bei der Schwester meines jetzigen Gebieters war Ball. Als Nachtisch wurde das wilde Tier vom Theater serviert. Ein blonder junger Mann war mir besonders unsympathisch. Er war spöttisch, frech und überlegen und gestand mir in freundlich protegierender Art, daß ich seine Erwartungen sehr enttäuschte. Wie kam die lebenswürdige Hausfrau zu einem so unmöglichen Bruder?

Bei der nächsten Gelegenheit hatte ich ihn zum Tisch Herrn. Er war genau so unmöglich, aber nicht langweilig. Dann kam Nordern. Ob es das Seelflima war oder der Stumpf sinn oder der Mond? Ich fand ihn plötzlich ganz nett. Er mich auch.

Kurze Zeit darauf gastierte ich in Wien. „Er“ erschien. Wir aßen nach dem Theater zusammen und bemerkten plötzlich erschreckt, daß wir uns verlobt hatten. Von dem ersten Schrecken haben wir uns inzwischen erholt.

Warburger Warte

Beilage
zum
Warburger
Kreisblatt
Erscheint
zweimal
wöchentlich
Druck u. Verlag
des
Warburger
Kreisblattes



Geeignete
Beiträge
willkommen.
Nachdruck
der
Originalbeiträge
verboten.
Schriftleiter:
Paul Quid.
Warburg.

Nr. 25

27. März 1929

4. Jahrgang

Vicky Van

Kriminalroman von
E. Floquet-Grohs

Copyright by Marie Brüggemann, München.

2. Fortsetzung

Mistress Reeves schaute ernst und betroffen drein, aber sie schwieg.

Ariadne Gale begann zu schwärmen. Dieses Mädchen konnte durchaus nicht schweigen.

„Ich vermute, Miß van Allen ist oben“, warf sie ein, „sie war zuerst im Speisezimmer, aber jetzt ist sie nicht hier. Soll ich gehen und nachsehen?“

„Nein“, donnerte der Inspektor. „Bleiben Sie, wo Sie sind! Durchsuchen Sie das Haus, Breen. Ich werde die Haustür bewachen.“

Der Mann, der Breen angesprochen worden war, ging sofort hinauf, und Mason fuhr fort: „Bitte, wer von Ihnen erzählt mir über den Vorfall? Wer ist dieser Mann? Wer hat ihn getötet?“

Während der Inspektor sprach, untersuchte er Sommers' Leiche, machte sich flüchtige Notizen in ein Buch, richtete ein wachsameres Auge auf die Tür und warf rasche Blicke nach jeden von uns, indem er versuchte, die Situation zu erfassen.

Ich übernahm es, Auskunft zu erteilen und erzählte dem Inspektor, daß Sommers zum ersten Male in diesem Hause gewesen sei, und daß Norman Steele ihn eingeführt habe.

„Wo ist Herr Steele?“ rief der Inspektor.

„Weggegangen! Es waren viele Leute hier, und natürlich sind einige von ihnen fortgegangen, als die Tragödie bekannt wurde.“

„Um! Dann ist selbstverständlich der Schuldige entwischt! Aber wir kommen nicht weiter! Weiß niemand etwas anderes von diesem Herrn als nur seinen Namen?“

Niemand wußte etwas, und der Inspektor bemühte sich, aus den bei den Toten vorgefundenen Dingen mehr über ihn zu erfahren.

„Keine Briefe, keine Papiere!“ sagte er enttäuscht, als er die Taschen umwendete. „Nicht ungewöhnlich... bei Leuten in Abendkleidern... aber nicht einmal eine Visitenkarte oder irgend etwas Persönliches! — Sonderbar!“

„Sehen Sie in seine Uhr!“ sagte Ariadne, sich wichtig machend.

Er warf ihr einen scharfen Blick zu, folgte jedoch ihrem Wink. Im Innern des Deckels befand sich das Bild eines toten Gesichtes, zweifellos das einer Schauspielerin. Es war nicht sorgfältig darin befestigt, sondern grob ausgeschnitten und mit fransigen Rändern hineingepreßt.

„Eine flüchtige Bekanntschaft“, brummte der Inspektor, „und erst kürzlich hineingesteckt! Irgendein Mädel, das er zum Abendessen ausführte. Er ist in einem Klub, sagten Sie?“

„Ja, Mister Steele sagte es und bürgte für ihn.“

Die weitere Durchsuchung ergab ein dickes Bündel Banknoten, etwas Silbergeld, einen Schlüsselring mit sieben oder acht Schlüsseln, einen Zylinder in einem silbernen Etui, Taschentücher, einen goldenen Bleistift, ein Federmesser und verschiedene andere Kleinigkeiten, wie sie wohl jeder Herr in seinen Taschen trägt, aber kein Stück, das auf die Identität des Ermordeten hätte schließen lassen.

Seine Taschentücher waren mit einem einzigen „R. S.“ gezeichnet, und das gleiche Monogramm fand sich auch auf seinem Siegelring.

Den kostbaren Schmuck des Toten berührte der Inspektor nicht. Es waren wunderbare Perlen, eine Uhrkette mit schwarzen Opalen und Manschettenknöpfe aus Perlen. Sein Hut trug die gelochten Buchstaben „R. S.“, nichts jedoch wies auf seinen Vornamen hin.

„Sommers...“, sagte der Inspektor nachdenklich, „Welchem Klub gehörte er an?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte ich.

„Rufen Sie die Diener herein. Wir wollen etwas über diesen Haushalt erfahren!“

Da niemand Anstalten machte, der Aufforderung nachzukommen, trat ich zur Tür des Speisenzimmers und holte den Oberkellner der gemieteten Leute.

„Wo sind die Dienstmoten?“ fragte ich ihn.

„Es sind keine da, mein Herr“, versetzte er, und blickte mit Schauern auf die gräßliche Gestalt auf dem Boden.

„Keine Dienstreute? In einem solchen Hause? Was soll das heißen?“ rief der Inspektor.

„Es ist wahr“, sagte Mistreß Reeves, und brach endlich ihr Schweigen. „Miß van Allen hat eine sehr tüchtige Person, Haushälterin und Kammerzofe zugleich. Aber wenn Gäste da waren, wurde das Essen immer von gemeinsten Dienern serviert.“

„Dann rufen Sie die Haushälterin! Und wo ist Miß van Allen selbst?“

„Sie ist nicht im Hause!“ sagte der Polizeimann Breen, der eben von seiner erfolglosen Suche zurückkam.

„Nicht zuhause?“ rief Mistreß Reeves. „Wo wäre sie denn?“

„Ich bin überall gewesen... in jedem Zimmer, in jedem Stock, sie ist nicht im Hause. Oben ist überhaupt niemand!“

„Keine Haushälterin, kein Mädchen?“ fragte Mason. „Dann haben sie sich aus dem Staube gemacht! Kellner, sagen Sie mir alles, was Sie über die Sache wissen!“

Der Italiener Luigi zitterte vor Entsetzen und spielte nervös mit den Fingern.

„Ich — ich weiß gar nichts darüber!“ fing er an.

Aber Mason unterbrach ihn. „Sie wissen etwas! Sie wissen alles darüber! Haben Sie diesen Mann getötet?“

„Nein! Dio mio! Nein, tausendmal nein!“

„Wenn Sie nicht in Verdacht kommen wollen, dann sagen Sie alles, was Sie wissen!“

Pföflich entstand eine Bewegung an der Tür. Der Polizeiarzt war angekommen und mit ihm kamen ein Detektiv und mehrere Polizisten in Zivil. Hier gab's offenbar einen geheimnisvollen Fall.

Der Polizeiarzt nahm die Sache sofort in die Hand. Inspektor Mason erzählte ihm alles, was er bisher in Erfahrung gebracht hatte, und Doktor Fenn setzte die Untersuchung fort.

„Ist sicher niemand oben?“ fragte er Breen.

„Nein, ganz bestimmt nicht! Ich sah in jedem Winkel und in jedem Loch nach. Ich habe das ganze Haus durchstöbert, bis auf die Küche und das Souterrain.“

„Suchen Sie also auch noch dort und dann wieder oben! Es könnte sich ja jemand versteckt haben. Wer kennt hier Miß van Allen am besten?“

„Ich vielleicht“, sagte Mistreß Reeves, „oder Miß Gale. Wir beide sind aufrichtige Freundinnen von ihr.“

„Auch ich bin ihr Freund!“ wagte sich Bert Garrison hervor. „Und ich kann dafür einstehen, daß es aus bloßem Schrecken geschah, wenn Miß van Allen aus diesem Hause geflohen ist. Sie hatte diesen Menschen bisher noch nie gesehen, bis heute nicht. Er war uns allen fremd.“

„Wo ist die Haushälterin?“ fuhr Fenn fort.

„Ich denke, sie muß hier in der Nähe sein“, sagte Mistreß Reeves. „Vielleicht ist sie in der Küche. Julie ist eine anständige Person. Wenn keine Gäste da sind, bereitet sie die Mahlzeiten für Miß van Allen immer allein. Wenn Gesellschaft geladen ist, wird Dienstpersonal engagiert.“

„Und andere Dienstboten gibt es hier nicht?“

„Keine ständigen!“ versetzte Mistreß Reeves. „Höchstens, daß eine Wäscherin und hin und wieder ein junger Bursche für leichte Arbeiten über Tag aufgenommen werden, ebenso nach Bedarf Putzfrauen. Aber ich weiß bestimmt, daß außer der Haushälterin Julie keinerlei Dienstpersonal hier wohnt.“

„Diese Frau muß gefunden werden!“ bemerkte der Amtsarzt. „Aber zuerst müssen wir den Toten agnoszieren! Mason, rufen Sie die maßgebenden Klub auf und stellen Sie fest, wo H. Sommers Mitglied gewesen ist. Suchen Sie auch Norman Steele. Und nun, Luigi, wollen wir Ihre Geschichte hören!“

Der zitternde Kellner stammelte Unzusammenhängendes und Belangloses.

„Sehen Sie her!“ sagte Fenn barsch, „ist das Ihr Messer, das in ihm steckt? Ich meine, ist es eines aus Frauchinis Beständen? Berühren Sie es nicht, aber betrachten Sie es genau, und antworten Sie mir!“

Luigi beugte sich über den Toten. „Ja, es ist eines von

anderen Messern“, sagte er, „wir bringen unsere Reserve immer mit.“

„Nun also, wenn Sie sich selbst und Ihre Leute von jedem Verdacht reinigen wollen, sagen Sie uns alles, was Sie wissen!“

Luigi raffte sich zu seiner Rechtfertigung auf und begann:

„Ich wartete im Anrichtezimmer auf Miß van Allens Befehl, das Essen zu servieren, und ich blickte ab und zu ins Speisezimmer, um zu sehen, ob es schon Zeit wäre. Plötzlich hörte ich Miß van Allens Stimme und auch die eines Mannes. Ich wollte nicht stören und wartete daher, bis ich gerufen würde. Nach einigen Augenblicken vernahm ich einen leisen Schrei und hörte etwas fallen. Ich dachte an nichts Schlechtes, sondern nur, daß die Gäste — hm — ungewöhnlich lärmend wären.“

„Sind Miß van Allens Gäste gewöhnlich lärmend?“

„Nein, Herr, o nein!“ beteuerte der Mann, während Mistreß Reeves und Ariadne empört dreinschaute, „und aus diesem Grunde war ich etwas neugierig, stieß die Tür halb auf und blickte hinein.“

„Was sahen Sie?“

„Ich sah...“ Luigi machte eine so lange Pause, daß ich fürchtete, er würde zusammenstürzen; aber der Polizeiarzt blickte ihn streng an, und er fuhr fort: „Ich sah Miß van Allen hier stehen, sie sah hinunter auf diesen... diesen Herrn auf dem Boden, und machte eine Bewegung, als ob sie das Messer herausziehen wollte. Ich traute kaum meinen Augen und beobachtete sie genau. Sie zog aber das Messer nicht heraus, sondern richtete sich auf, sah sich um, blickte auf ihr Kleid hinab, welches... welches mit Blut besetzt war... und dann... lief sie in die Halle.“

„Wohin wendete sie sich?“

„Ich weiß es nicht; ich konnte es nicht sehen, da die Tür nur einen Spalt weit offen war. Dann ging ich rasch hinein ins Speisezimmer. Ich sah den Toten an, wußte aber nicht, was ich tun sollte. So ging ich denn in die Halle, zur Tür des Wohnzimmers, und rief um Hilfe, um einen Arzt oder irgend jemand. Und dann kamen alle heraus. Das ist alles, was ich weiß!“

Luigis Spannkraft war erschöpft, und er sank schluchzend in einen Sessel. Fenn blickte ihn an und gönnte ihm eine Zeitlang Ruhe.

„Sollte dies wahr sein?“ sagte der Arzt, indem er sich uns zuwendete. „Können Sie Miß van Allen eines solchen Verbrechens verdächtigen?“

„Nein!“ riefen Bert Garrison und die Frauen zugleich, und „Nein!“ sagte auch ich. „Miß van Allen hatte Herrn Sommers nie gesehen und kann einen ganz fremden Menschen nicht getötet haben... selbst auf die größte Herausforderung nicht!“

„Das ist wahr, Herr Doktor!“ sagte Garrison. „Die Geschichte jenes Kellners beruht offenbar auf einer Halluzination oder dergleichen... wenn es nicht eine absichtliche Irreführung ist! Miß van Allen ist ein sanftes Wesen, und sie mit etwas Derartigem in Zusammenhang zu bringen, ist unsinnig!“

„Das müssen wir erst feststellen, Herr Garrison!“ erwiderte der Polizeiarzt. „Warum lief Miß van Allen davon?“

„Ich glaube nicht, daß sie weggelaufen ist, um zu flüchten! Beim Anblick dieser Tat mag sie wohl voller Entsetzen hinausgelaufen sein, in einem Anfall von Hysterie oder panischem Schrecken! Aber sie — die Täterin? — Niemals!“

„Wer ist Miß van Allen?“ fragte Fenn. „Was ist ihr Beruf?“

„Sie hat keinen eigentlichen Beruf“ sagte Mistreß Reeves. „Miß van Allen ist eine junge Dame mit eigenem Vermögen. Ueber ihre Familie oder nächsten Verwandten weiß ich absolut nichts. Ich kenne sie seit ungefähr einem Jahr, und da sie niemals Familienangelegenheiten berührte, forschte ich nie danach. Aber sie ist ein durch und durch feines Wesen, und ich werde sie gegen jede Verleumdung bis aufs äußerste verteidigen.“

(Fortsetzung folgt)

Rhastatu, das Nashorn.

Eine Erzählung aus der Urzeit von Karlheinz Ruedel.

Unabsehbar dehnte sich die Steppe am Ufer des breiten, mit melodischem Rauschen dahin gleitenden Stromes, dessen Tiefen unheimliches, riesengroßes Geseir bargen. Hier und da zeigte sich einer der stachelbepackten, scheußlichen Köpfe oberhalb des Wassers, und plötzlich schoß ein riesiger Saurier mit weit vorgestrecktem Hals halb des Leibes über die Flut hinaus, um dem heimtückischen Biß eines Feindes zu entgehen. Wild schäumten die Wasser auf, und breite Lachen ergossen sich in das weite Schilfröhricht, das beiderseits die Ufer begleitete. Scharen von grotesken Vögeln entschwirten ihren Brutplätzen, und tief in der Einsamkeit erhob sich mit bösem Fauchen Rhastatu, das uralte, riesige Nashorn, schüttelte unwillig den weichen Schlamm von sich, in dem es sich wohlighalzig gewälzt hatte, und stampfte schwerfälligen Schrittes der schlaffen Böschung zu, die den Saum bildete zwischen der Steppe und dem Rohrdickicht des Ufergeländes. Dort oben lag sich's schlecht, denn allzu viel vorwichtiges Geseir bedeckte die Ebene, und kein Platz war sicher vor unliebsamem Besuch. Zwar schenkte Rhastatu keinen Feind, denn niemand unter den Steppenbewohnern hätte mit ihm anbinden mögen. Alle fürchteten das grimmig große Nashorn auf der flach vorgestreckten Nase und die schier unverletzliche Dicke des faltigen, lang behaarten Hautpanzers. Aber trotzdem war dem Dickschäuter jeder Besuch verhaßt, denn das störte die friedliche Stille, die dem uralten Philosophen zur Lebensfreude unerlässlich war. Von seinen längst dahingegangenen Ahnen ging allerdings heute noch die Mär, daß sie gar freitbare und weit und breit gefürchtete Gefellen gewesen seien, und alle glaubten daran, nur Rhastatu selbst zweifelte, denn es schien ihm unsäglich, daß man ohne besondere Not sich freitbar zeigen könne. Und die zwingende Not dazu war unausdenkbar, waren doch selbst Rhao, der Löwe, und Bhuru, der wilde Söhlenbär, nicht imstande, Rhastatus dikes Fell erfolgreich anzugreifen. Nur vor dem Fluß mußte man sich hüten, denn seine Wasser bargen scheußliche Gefellen, deren furchtbares Gebiß selbst eines Nashorns Haut schandern machte. Ein Glied war's, daß keiner der Flußbewohner sich ans Ufer wagte. Ihr ganzes Leben verbrachten sie in der gurgelnden Flut. Mehrfach schon hatten die aufgeregten Wasser in plötzlichem Wirbel zerfetzte Gliedmaßen, einmal auch einen riesigen, im Tod noch furchtbaren Schädel ans Land gespült als Zeichen grausiger, dem Tageslicht verborgener Kämpfe.

Ein knurrender Laut lenkte Rhastatus Blick zur Seite. Dort schlich gebückt und mit gespannten Muskeln Bherri, die immer hungrige, immer mordbereite Panthertatze durch das hohe Ried. Ein scheeler Seitenblick traf den ruhig stehenden Dickschäuter.

Rhastatu sog tief und mit Bedacht die Luft ein. Sie trug den scharfen Dunst des gelbbraunen, schwarz gepunkteten Räubers, den selbst Rhao, der Löwe, als gleichwertigen Gegner achtete. Eine plötzliche Luft kam den stillen Beobachter an, den Panther zu reizen, aber zugleich trieb die nie ganz verschwindende Müdigkeit ihm das breite, hängende Maul weit auseinander, und seine Gedanken wanderten schnüchta zum

Ufer zurück, wo sich's auhg und weich im dicken, schwarzen Moorboden schlief. Er wollte er wenden, als er Bherris große Augen aufglüh sah. Hatte die streitfuchtige Katze sein Gähnen als feindlich Bewegung aufgefaßt? Fast schien es so, denn fauchend und knurrend schlich sie näher, in ihrer geduckten Haltung mit dem weißgelben Bauch fast den Boden freisend.

Rhastatu schüttelte sich vor Schred, rih dann die kleinen Neuglein weit auf und senkte den Kopf, so daß auf dem breiten Nasenrücken das riesige Knochenhorn dem plöflichen Feind entgegen gerichtet stand. Sofort wich der Panther im Bogen seitlich aus, was Rhastatu veranlaßte, die schweren Sinterbeine herum zu nehmen und den plumpen Körper in die neue Angriffsrichtung zu drehen. Bherri, die Panthertatze, zeigte fauchend die starken, weißgelben Zähne, war dann mit zwei gewaltigen Sägen unversehens an der gegenüberliegenden Seite und mit einem dritten Sprung auf Rhastatus breitem Rücken. Tief krallten sich die Kranten in des Dickschäuters Fell, und das starke Gebiß versuchte mit tödlichem Sieb die Nackenwirbel zu erreichen. Rhastatu stand für einen Augenblick wie gelähmt. Dann lief ein Zittern durch seinen massigen Körper; die Knie begannen zu schwanke, gaben nach, und der Kolof fiel schwer auf die Seite. Rhastatus Augen waren geschlossen. Der Schred beraubte ihn jeden Gedankens. Er hatte sich selbst verloren, wußte kaum noch, daß er lebte, und empfand des unermuteten Feindes krallenden Griff nur fremd.

Ein qualvolles Stöhnen wedte ihn aus seiner Erstarrung. Er horchte auf, besann sich und fühlte plöflich, daß er auf etwas Fremdem lag, das sich zudend unter seinem Körper bewegte. Der Hals tat ihm weh, doch zeigte sich bei einiger Anstrengung, daß er den schweren Kopf genau so wie sonst, ein wenig zur Seite drehen konnte. Er tat es und sah mit Schreden und Erleichterung zugleich, daß Bherri, die wütende Panthertatze, bei seinem Sturz halbes Leibes unter ihn zu liegen gekommen war und jetzt vergebens, mit blutig geiferndem Nachen, die zerquetschten Glieder zu befreien suchte.

Ein stolzes Siegesgefühl belebte Rhastatus stockenden Atem. Mit einem gewaltigen Ruck wälzte er sich ganz um seine Achse, streckte die plumpen, ungefügen Beine gen Himmel und grunzte höhnisch und zufrieden zu Bherris ersticktem Heulen, das schnell schwächer wurde und dann ganz erstarb.

Da stand Rhastatu auf, schwerfällig und leuchtend, denn es war nicht leicht, den ungeheuren Körper auf die Beine zu stellen. Regungslos, eine unförmige Masse, blutbesudelt lag Bherrie im zerstampften Gras. Die Augen waren geschlossen, und nur ein leises Zittern der Planten verriet, daß noch Leben in ihm war. Jäh schwoll in Rhastatus Hirn die dumpfe Ahnung seines ungeheuren Sieges zu maßloser Nachsicht. Langsam trat er vor, hob den breiten Fuß und zerbrach des ohnmächtigen Gegners Schädel mit der ganzen Schwere seines Körpers.

Breit und voll tiefer Befriedigung grunzte er dann seinen Sieg in die Steppe hinaus, und die kleinen, wäffrigen Augen funkelten stolz.

Japanische Frauenbewegung.

Von Mat Ty Sen.

Bewußt steht in Japan eine junge Frauenbewegung ein. Die Frau erwacht und beginnt sich auf sich selber zu besinnen. Früher nicht geachtet, lebte sie kaum mit oder neben dem Manne, sondern nur unter ihm. Das Haus war der Schlafplatz des Mannes. Sie verbrachte ihre Tage mit Warten in schweigender Geduld und ohne Eiferfucht. — Den Silberhochzeitstag des Kaiserpaars im Mai 1925 ersah man zur Proklamtion des Frauenstimmrechts, doch die Zeit der Erfüllung kam nicht, ist einer reiferen Zeit bestimmt.

Neu eingerichtete Kinderpflegeberatungsstellen sollen der großen Sterblichkeit steuern und auf die Frau, welche die Kinder nährt — das jüngste meist bis zum vierten Jahre — unterweisend einwirken.

In glücklicher Freiheit wachsen die Kinder bis zum sechsten Jahre auf. Dann ruft sie die Schulpflicht. In der Vorkorstitutionszeit gab es in Japan wenig, fast gar keine Schulen. Annähernd alle Anstalten und Universitäten sind

später entstanden, so daß kaum eine Schule älter als sechzig Jahre ist. Nach amerikanischem und europäischem Vorbild geschaffen, suchte man das Gute und Geeigneste der verschiedensten Systeme aus und leistete in diesem halben Jahrhundert Ungeheures.

Die Chinesen, viel innerlicher als die Japaner, haben sich noch bei weitem nicht in dem Maße an den Westen angeschlossen. Japan nahm sehr schnell das Neue an, ob aber alles innerlich verarbeitet ist, muß die Zeit zeigen. Japans Kultur, von China ausgegangen, alt und hochentwickelt, war eine Kultur und Erziehung der Kraft. Durch die lange Abgeschlossenheit der Inselgruppe konnte kein Fortschritt irgend welcher Art Eintritt gewinnen. Doch war der Boden für westlichen Einfluß längst bereitet, und es folgte in der Meiji die Restauration.

Die Trainierungsschulen der Samurais, in denen nur die Notwendigkeit der Erziehung abredet wurde und die Ele-